

Harui-san

Autor(en): **Gantenbein, Margit**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **15 (1939)**

Heft 5

PDF erstellt am: **28.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-753299>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Harui-san

VON MARGIT GANTENBEIN

Als Yuzo-san, der junge, muskulöse Polizist, wieder einmal gelassen und etwas nachdenklich in der Türöffnung seines kleinen Polizeiwachhäuschens an der Straßenecke seinen Aufpaßdienst versah, breitspurig auf einem mit grünem Plüsch bezogenen Stuhl in der Sonne sitzend, da begegnete er Harui-san zum ersten Male.

Harui-san trug einen weißlichen Baumwollkimono mit großen blauen Blumen und Strohsandalen an den Füßen. Eigentlich sah sie aus wie jede andere Japanerin auch, wenn man sie nur so im Vorbeigehen sah. Und doch, wie verschieden war Harui-san von allen Japanerinnen, denen Yuzo bis jetzt begegnet war, — so dachte er, als sie sich mit einer tiefen Verbeugung höflich fragend seinem Polizeihäuschen näherte. Schön war sie, wie wunderschön, — und wie unjapanisch, ging es Yuzo blitzschnell durch den Kopf. Was war es nur, was ihn sofort an diesem Mädchen so ungewöhnlich befremdete und gleichzeitig entzückte? Er räusperte sich kühl und überlegte und maß sie mit jenem Blick, den er von den Kollegen her kannte und den er ihnen abguckte hatte. Ein japanischer Polizist ist sich seiner Würde stets bewußt, was er auch fühlen mag.

Der junge Polizist Yuzo-san hatte im letzten Jahre — dem ersten seiner Dienstzeit — gar viele Mädchen und Frauen auf sein Wachhäuschen zukommen sehen. Alle verbeugten sich tief und ehrfürchtig vor ihm. Man war zwar als Polizist immer arm. Man wohnte in einem kleinen, braunen Holzhäuschen, aß Reis und ein wenig Fisch, kaum daß man besser lebte als ein Arbeiter. Aber was für ein ehrenvolles Amt hatte man! Man trug einen kurzen Säbel an der Seite, und wenn die Uniform auch aus dem dünnsten und schäbigen Stoff war, so machte das doch gar nichts. Man stand im Dienste seiner Majestät, des Kaisers von Japan, und sogar die allerfeinsten, die allervornehmsten Leute bezeugten einem selbstverständlich große Ehre. Die Arbeit war auch ganz lustig und manchmal sogar sehr interessant. Da die Häuser in Tokio und anderen japanischen Städten keine Nummern, die Straßen keine Namensbezeichnungen haben, und da das Adressensuchen eine schwere Beschäftigung aller Bewohner Japans ist, so war man unter anderem mit dem wichtigen Amt betraut, Adressensuchenden genaue Auskunft zu geben. Man mußte dazu seine Gegend gut kennen und dazu gaben die wichtigeren Aufgaben der Ueberwachung aller Bewohner des Bezirkes genug Gelegenheit. Man ging an gewissen vorgeschriebenen Tagen in die Häuser seines Quartiers, und da durfte man so viel und so interessante Fragen stellen, wie man nur wollte: Wieviele Kinder hast du? — und bekommst du wieder eines? — so fragte er alle die netten, schüchternen Frauen (er sagte du, und man konnte es ihm nicht verwehren), und er examinierte sie, was ihre Männer abends tun, nachdem sie von der Arbeit nach Hause kamen, und wer zu Besuch dagewesen war, und was sie und der Mann und die anderen Familienmitglieder über den Krieg dächten, und noch so vieles andere, was der Staat wissen mußte und was er, Yuzo-san, auch ganz privat gar zu gerne erfahren wollte. Es war ein wunderschönes Leben. Yuzo-san brauchte bei alledem auch nicht höflich zu sein. Niemand verlangte von einem Polizisten Höflichkeit. Man wußte, daß das gegen seine Würde verstoßen würde.

Yuzo-san hatte nun in seiner kleinen, hölzernen Wachtburg an der Straßenecke schon seine Erfahrungen gesammelt. Am ehrerbietigsten waren die Taxichauffeure, wenn sie, mit entblößtem Kopf, mit tiefer Verbeugung und mit den höflichen Seufzern japanischer Etikette nach den Adressen fragten, die sie für ihre Fahrgäste suchen mußten. Fast ebenso ehrfürchtig waren die Dienstmädchen, die für ihre Herrschaften vom Polizisten diese oder jene Auskunft wünschten oder Mitteilungen verschiedenster Art zu machen hatten. Sie wagten kaum zu atmen in seiner Nähe; ja, sie schlugen die Wimpern nur manchmal ganz rasch auf, um sie gleich wieder auf die dunkeln Augen zu senken.

Sogar die wunderhübsch angezogenen, graziösen, charmanten und vornehmen Frauen, die in Villen wohnten und Dienstboten und eigene Automobile hatten, benahmen sich ganz außerordentlich höflich zu Yuzo-san, wenn er ins Haus kam und seine Fragen stellte. Und er kam doch wirklich ziemlich oft; es war Vorschrift, daß man in jedem Hause mindestens einmal im Monat nachsehen mußte, ob sich dort nichts Wesentliches geändert hatte oder nichts Wissenswertes zu erfahren war. Ja, man brauchte sich über alle diese Frauen weiter keine Gedanken zu machen. Frauen traf man doch so viel, wie man nur wollte; es gab so viel von diesen Geschöpfen, über die man ja eigentlich ohnehin alles wußte, was es zu wissen gab. Alle seine Kollegen waren sich über die Frauen einig. Schon in der Schule hatte Yuzo-san sich mit seinen Klassenossen darüber verständigt, wie Frauen nun einmal waren: schwatzhaft, schwächlich, langweilig, ja, um es gleich beim richtigen Wort zu nen-

nen, sie waren dumm. Was konnte man schon mit einer Frau reden? Immer sprach sie vom Waschen, vom Nähen, von den Kindern oder von der Küche und neuerdings, was etwas verdächtig war, auch vom Kino und von der Mode des Westens. Die Mutter war so gewesen und die Schwestern auch; und die Frauen der Kollegen waren so und jedenfalls waren die feinen Damen in den Villen genau so. Nein, Yuzo-san hatte seine festen Ansichten über die Frauen, wie jeder Japaner, der auf sich hält. Er ließ sich von ihnen nicht beeindruckt.

Aber nun stand plötzlich Harui-san vor Yuzo-sans Polizeiwachhäuschen und sah ihm, ohne mit den Wimpern zu zucken, mit offenen Augen mitten ins Gesicht hinein. Und gegen seinen eigenen Willen machte er eine leichte Verbeugung und legte die Hand an die Mütze. Dabei entsprach das doch gar nicht den Dienstvorschriften. Harui-san war aber auch nicht wie die vielen, vielen anderen Frauen und Mädchen, die er nun in seinem ersten Dienstjahre getroffen hatte. Sie hatte sich zwar höflich verneigt. Dann aber hatte sie gleich rasch und sprudelnd zu sprechen begonnen, ohne viele Formeln höflicher Entschuldigung, indem sie dem Polizisten Yuzo-san mitten ins Gesicht schaute: Wo wohnte hier der ausländische Professor Smith, so fragte sie, der ein Dienstmädchen suchte? Was für einen Blick das Mädchen doch hatte! Riesengroß waren ihre dunklen Augen und ganz weit offen, und — nein, es war nicht möglich — kein bißchen waren sie geschlitzt. Dabei war es doch die uralte japanische Vorschrift, daß eine Frau langgeschlitzte Augen haben mußte, um schön zu sein. Aber auch sonst war Harui ganz unvorschriftsgemäß. Fast unjapanisch war sie, dachte Yuzo nun schon zum zweiten Male, und er wartete darauf, daß sie vor seinem forschenden Polizistenblick endlich doch einmal scheu die langen Wimpern senken würde. Aber nichts derartiges geschah. Zu lächeln begann sie sogar, und zuletzt trillerte sie ganz laut und belustigt ihr klingendes Lachen heraus, und dabei hielt sie sich nicht einmal die Hand vor den Mund, wie das die Mädchen sonst aus Höflichkeit tun müssen. So konnte Yuzo Harui-sans große, blanke Zähne sehen. Einen schönen, lustigen Mund hatte sie, dieses Dienstmädchen! Dort also war das Haus von Mr. Smith. Und sie solle dann berichten kommen, wenn sie dort gewesen sei. Harui-san machte einen kleinen Knicks, sah Yuzo-san noch einmal mitten in die Augen, unschuldig und etwas frech zugleich, und weg war sie.

Yuzo lächelte. Eigentlich wollte er nicht lächeln; aber sein Mund lächelte einfach. Wie sie ging, diese freche Kleine. Ganz unjapanisch. Hatte man je eine solche unzereemonielle Eile gesehen? Und er ärgerte sich fast ein wenig. Warum hatte er nun vor diesem Dienstmädchen, das doch viel weniger höflich gewesen war als alle anderen Frauen und Mädchen, warum hatte er gerade vor diesem Mädchen eine kleine Verbeugung machen müssen, und sogar die Hand an die Mütze gelegt? Es war doch schließlich auch nur ein Mädchen, und man wußte doch, wie man über Mädchen zu denken hatte. Langweilig waren sie und schwatzhaft und schwächlich. Ja, um es recht zu sagen, einfach dumm und dem Manne keineswegs ebenbürtig waren sie. Man wußte doch ganz genau, was man über sie zu denken hatte. Probleme oder gar Ausnahmen gab es da doch wirklich keine.

Harui-san hatte die Stellung bei Mr. Smith bekommen. Sie wohnte nun nicht weit von dem Polizeiwachhäuschen von Yuzo-san, und wenn sie an ihm vorbei in die Läden ging, sah er ihr immer nach. Immer schien sie belustigt zu sein; immer lachte sie laut und zeigte ihre großen, blanken Zähne; immer machte sie einen kleinen Knicks, wenn sie vorbeieilte. — Yuzo-san hatte seine nachdenkliche Ruhe verloren. Immer paßte er auf, ob das flinke, lustige Dienstmädchen nicht aus dem weißen Häuschen auf die Straße herauskam, und wenn sie endlich erschien, stieg ihm eine ganz kleine, rote Wolke ins Gesicht. Er mußte endlich wissen, wer sie war. So ging er denn, förmlich, steif und durchaus dienstlich in das Haus des Professors Smith, fragte Harui-san allerhand über die Herrschaften — sie waren doch schließlich Ausländer und das bedeutete für den Revierpolizisten besondere Verantwortung. Dann-aber konnte er endlich auch seine eigenen Fragen — noch immer streng dienstlich — an Harui stellen: woher sie kam und wie alt sie war, und wer sie eigentlich sei, und viele, viele nichtige Kleinigkeiten.

Harui-san sah den Polizisten schelmisch an. Sie wußte gut genug, daß sie ihm gefiel. Ja, ihr Lächeln verriet es deutlich, sie wußte überhaupt, daß sie gefiel, ganz allgemein, und ganz besonders, daß man sie gerne hatte und daß man sie interessant fand. Sie war auch gar nicht verlegen, als der Polizist seine Fragen stellte und antwortete ihm auf alles, was er wissen wollte. Sie war aus einer Bauernfamilie aus Nikko, und es hatte ihr gar nicht gefallen, immer nur Reispflänzchen in den sumpfigen, muffigen Boden zu pflanzen. Und da sei sie von

ihren Eltern ohne deren Erlaubnis weggegangen, in die große Stadt, um etwas zu erleben, um zu lernen und zu sehen. Englisch wollte sie lernen, und noch vieles andere, moderne, was Ausländer wissen, und sie wollte nie heiraten, gar nie. Einmal hatten die Eltern sie natürlich bereits verheiratet wollen, aber da hatte sie ihnen ihre Meinung schon gesagt. Nein, sie wußte, was sie über die Männer zu denken hatte: egoistisch waren sie und befleherisch und rechthaberisch und herrisch, untreu und vergnügungssüchtig. Und sie hielten die Frauen für langweilig und dumm. Aber sie, Harui-san, wollte ihnen schon zeigen, was die Frauen konnten, wenn sie nur wollten. Ihre großen, dunklen Augen blitzten wild, als sie alles das sagte. Und Yuzo-san fand wieder, daß sie schön aussah — wirklich wunderschön. Er hatte sich, ganz gegen seinen Willen und ganz gegen die Dienstvorschrift — verliebt.

Harui-san erlebte in der Zwischenzeit nun, was ein Bauernmädchen, das nur Reis pflanzen und Reis kochen gelernt hatte, in der großen Stadt, und noch dazu bei Ausländern, erleben mußte. Es war gar nicht das, was sie eigentlich erleben wollte, als sie von zu Hause weggegangen war. Aber es war scheinbar doch städtisches Erlebnis. Sie zerschmetterte Geschirr; sie zerriff jeden Vorhang und jedes Tisch Tuch, das nicht gerade aus dem größten Zeug gewoben war; sie verbrannte beim Bügeln alles und verfarbte die Wäsche beim Waschen; sie ließ jede Mahlzeit anbrennen, ließ Suppen aus Pfannen und Wasser aus Badewannen überlaufen, und stets war ein großes und wichtiges Getue um die zwanzigjährige Harui-san, die die Stadt und noch dazu die Ausländer zum erstenmal erlebte. Aber nichts konnte ihr ungestümes Wesen verändern. Nichts war betrüblich genug, als daß sie ihr unaufhörliches Singen hätte lassen müssen; nichts war demütigend genug, um sie ihre stolze, so unjapanische Haltung verlieren zu machen. Nichts entmutigend genug, um sie an ihren Plänen, das zu lernen wollte, um etwas Großes und Wichtiges zu werden, je zweifeln zu lassen. Wie ein gewaltiger Taifun stürmte Harui-san durch das Haus, durch die Straßen und zuletzt direkt in die Ehe hinein. Und doch hatte sie in die Stadt gewollt, um etwas zu erleben, um zu lernen und vor allem, um nicht heiraten, um sich nicht unterordnen und bändigen lassen zu müssen. Und schon flatterte sie gefangen im Netz von Yuzo-san.

Nicht daß sie ihn liebte. Als sie auf der Strohmatte ihres Zimmerchens kniend und bitterlich weinend vor ihrer ausländischen Herrin lag, der sie — plötzlich in ihrem Kummer ganz im alten japanischen Stil — ihr Leid klagte, konnte sie ganz klar sehen, daß sie, ohne es recht zu wissen, in ein Netz gegangen war, aus dem es kein Entrinnen mehr gab. Yuzo-san hatte nämlich herausgefunden, wer Harui-sans Verwandte in der Stadt, also gewissermaßen ihre Familienautoritäten in Vertretung der bürgerlichen Eltern, waren. Er hatte sie als die formellen Heiratsvermittler durch einen Polizeikollegen bitten lassen, Harui-san die Ehe vorzuschlagen, und durch die Verwandten hatten sich schließlich auch die Eltern dreingemischt und hatten ihr Machtwort gesprochen, und schon war Harui-san, dieses so unjapanische Geschöpf, das die Traditionen und Konventionen hatte durchbrechen wollen, mitten im Netz der Tradition und Konvention gefangen. Sie mußte Yuzo-san heiraten. Konnte sich eine Bauernfamilie aus Nikko etwas besseres wünschen, als wenn ihre rebellische Tochter in das angesehene Haus eines Polizisten in der Stadt kam? — Und so heiratete Harui den Polizisten Yuzo. Bläß und verstört ließ sie sich ihre langen, schwarzen Haare nach altem Brauche ölen und in einen hohen, steifen Bau frisieren. Und man schmückte sie mit farbigen Bändern und andern glänzendem, glitzerndem Putz. Sie bekam einen gestickten, schweren Seidenkimono, den man ihr anzog. Und so fuhr sie im Taxi zu ihrer Hochzeit, in das Haus ihres Verlobten, wo schon die Zeugen und die symbolischen Reisweinschalen warteten und wo nach alter Sitte der Bräutigam in vorgeschrittener Stunde mit seinen Gästen ohne die junge Frau weiterzehrte.

Die freundlichen Ausländer aber atmeten auf. Harui-san war nun weg. Sie würde in Zukunft in einem anderen Hause das Geschirr zerschmettern; sie würde in einem andern Hause Suppen und Badewasser überlaufen und Essen anbrennen lassen, würde von nun an anderswo die Wäschchen verfarben, die Leintücher verbrennen und alles, was nicht aus festem Zeug war, zerreißen. Und doch tat es ihnen leid: das Haus war still geworden, der lustige, so unjapanische Singvogel Harui war für immer ausgeflogen. Die «alten Ostasiaten» aber unter ihren Freunden hatten offenbar recht behalten, daß nämlich im Grunde die japanischen Frauen und Mädchen vorläufig noch alle gleich seien, daß sie sich schließlich alle fügten und nachgaben, so sehr sie sich auch ihre Befreiung von traditioneller Bindung und Unterwerfung erträumen mochten.